



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der fünfte sozialdemokratische Parteitag

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

objektiver Wahrheiten, sondern in der wahrheitsfindenden Denkkraft besteht die Kultur. Und da sollen wir uns bei der Erörterung von Fragen, die uns auf die Nägel brennen, und von deren glücklicher Lösung die Zukunft unsers Volks abhängt, durch ein System von Fallen und Schlingen beengen lassen, sollen genötigt sein, jedes Wort zehnmal herumzudrehen, jeden Gedanken, den wir aussprechen, zu verkläufeln und zu verschönern, damit nicht ein dummer Denunziant eine Majestäts- oder Beamten- oder Fabrikantenbeleidigung oder Aufreizung zum Klassenhaß herausdistile? Und da sollen wir die Ergebnisse unsers Nachdenkens und Forschens in Folianten niederlegen, die niemand liest, anstatt sie ins Volk zu werfen? Deutsche wollen wir sein? Byzantiner sind wir, Chinesen sind wir! Und das Geschick von Byzanz und China ist uns gewiß, wenn sich unser Volk nicht aufrafft.

Der sogenannte Kampf gegen den Umsturz ist weiter nichts als ein Akt des uralten Kampfes der *beati possidentes* gegen die Vernunft und Gerechtigkeit, die zeitgemäße Änderungen fordern. Das ist die allgemeine Bedeutung der Umsturzvorlage.

(Schluß folgt)



Der fünfte sozialdemokratische Parteitag



arteitage und Generalversammlungen von Aktiengesellschaften haben in Zeiten günstiger Konjunktur gewöhnlich wenig zu bedeuten. In den schönen Sommermonaten, wenn das Reisen eine Lust ist, kommen an einem Orte Mitteldeutschlands etwa hundert bis zweihundert Abgeordnete zusammen, lauschen den Reden der Parteiaufsichtsräte und beschließen, wie die bewährten Leiter vorschlagen. Bei einem festlichen Mahle stellt sich die übliche Begeisterung ein, die sich in schönen Reden auf die Zukunft und in Absendung von Telegrammen Luft macht. Parteitage sind mehr oder minder geschickt veranstaltete Schauspiele für politische Kinder, die noch an das Märchen glauben, daß die berühmten „großen Reden“ im Reichstage die Geschicke Deutschlands bestimmen, Schauspiele, in denen die Parteigrößen zweiten und dritten Ranges Rollen und Köllchen zu ihrer und zu allgemeiner Befriedigung erhalten.

„Jede Partei kennt man an ihrem Kongreß.“ Jede hat ihren eignen Sittenkodex für die Verhandlungen — das Ergebnis eines Kompromisses zwischen den sozialen Gewohnheiten der Parteigenossen und den notwendigen parlamentarischen Gebräuchen. Die Leiter der bürgerlichen Parteien sind entweder angesehenen Leute, die die Parteipolitik als einen manchmal recht be-

schwerlichen Nebenberuf betreiben, oder ehrgeizige Männer, die ihr politisches Steckenpferd um des Erfolges oder eines Ideals willen reiten, die einen geben den Namen her, die andern führen die Geschäfte. Die Leitung der Partei ruht seit Jahren in denselben „bewährten Händen.“ Weshalb soll sich jeder der Abgeordneten an der Debatte beteiligen? Dem einen fehlt die Laune, dem andern die Zeit, sich auf große Reden vorzubereiten. Und dann ist es in der bürgerlichen Gesellschaft löbliche Sitte, nicht allzu laut und allzu schroff andern seine Meinung entgegenzustellen. Man scheut das Aufsehen, den Lärm. Alles soll sich hübsch glatt und bequem abwickeln. Darum gehts auf bürgerlichen Parteitagern meist nobel her; schmutzige Wäsche wird hinter verschlossenen Türen gewaschen.

An dem sozialdemokratischen Trust, um Schippels lächelnd begrüßten Vergleich zu gebrauchen — vielleicht „Trust zur Ausbeutung und Verwertung der politischen Kräfte der Arbeiter“ — ist jeder Genosse mit seinen gesamten Ersparnissen beteiligt. Jeder will an den Geschäften und natürlich auch an den Erfolgen der Partei möglichst viel Anteil haben. Jeder Abgeordnete will zu Worte kommen, denn das ist das mindeste, was die Auftraggeber verlangen. „Was Bebel recht ist, ist Mittag (von Halle) billig.“ Dem Wunsch des einzelnen kommt das Parteiprinzip zu Hilfe. Die Sozialdemokraten wollen über dem Sozialismus die Demokratie nicht vergessen. Die Debatten sind deshalb weitläufig und verlieren sich oft in persönliche Streitereien. Schmutzige Wäsche wird prinzipiell außer dem Hause gewaschen. Die Sozialdemokraten rechnen sich ihr Verfahren zum Ruhme an, wiewohl man noch nie und nirgends das zu belohnen für recht befunden hat, was man zu thun gezwungen war. Praktischer ist die Verhandlungstechnik der bürgerlichen Parteien, die der Sozialdemokraten bringt aber erheiternde und anziehende Debatten.

Die sozialistischen Parteitage haben stets eifrige Gönner gehabt: angestellte Kritiker, politische Feinschmecker, Neugierige im Parkett und staunende Bewunderer auf der Galerie.

Nach dem Fall — oder soll man lieber sagen nach dem Einschlafen? des Sozialistengesetzes war der Aufruf zum Kampfe mit den geistigen Waffen erlassen worden. Die Vernichtung der Sozialdemokratie kam in Mode. Was Bismarck mit dem Heere seiner wohldisziplinierten Beamten nicht gelungen war, das hofften die „Ritter vom Geist“ im Hui zu erringen. Die „Herren von der Feder“ geben sich nicht gern mit Kleinigkeiten ab — so sagen sie. Sie wollen alles „voll und ganz.“ Darum gingen sie auch bei der Bekämpfung der Sozialdemokratie gleich „aufs Ganze“ und eröffneten an den Parteitagern, der großen Heerschau, den Streit. Jeder Kongreß hatte, gering gerechnet, eine Spaltung. Zahllose junge Sozialpolitiker verdienten sich durch kritische Vernichtung des Sozialismus Sporen und Geld (10 Pfennige für die Zeile).

Es wurden der Partei alle möglichen Inkonsequenzen nachgewiesen. Die sozialdemokratischen Blätter, voran der allezeit unfehlbare „Vorwärts,“ wetteiferten zum Teil aus schlechtem Gewissen, zum Teil aus berechtigter Überhebung über die klaffenden Mörgler in prahlendem Ruhm des Kongresses. Zum guten Teil trieb sie das schlechte Gewissen zu dieser Taktik. Die Tagungen boten genug des Ärgerlichen und Possirlichen, und da die ernsthafte Sozialdemokratie den Schalk nicht leiden kann und ihn fürchtet, so bliesen ihre Blätter um so lauter das Lob des Tages, je schärfer die Waffen des Schalks geschliffen waren.

Vor jedem Parteitag herrschte großer Krieg, daß die Federn nur so übers Papier flogen. Übelwollen und Eifersucht führte zu Ärger, Ärger rief Mißverständnisse hervor, aus Mißverständnissen wurden Vergehen gegen das Prinzip. So kamen die Parteien geärgert und erhitzt zum Kongreß. Eine Resolution von Bebel und Genossen — stets stand Bebel als Wahrer des reinen Prinzips und der Taktik des Parteivorstandes auf der Tribüne — bedrohte die Widerspenstigen mit der Ausweisung oder verlangte Kapitulation ohne Gnade. Auf dem Parteitag geberdeten sich Liebknecht und Bebel als Politiker gegenüber den Tungen, als Revolutionäre gegenüber dem „Staatsmann“ Vollmar. Auf's entschiedenste — so was wird immer mit Entschiedenheit gesagt — betonten Liebknecht und Bebel, Klarheit müsse herrschen zwischen ihnen und Vollmar. Nur ihre Resolution rette die Partei vor „Versumpfung.“ Der Konflikt schien unvermeidlich. Wenn es aber zur Abstimmung kam, war die Mehrheit weder für Bebel noch gegen Vollmar. Es wurde eine resolute Resolution angenommen, die Bebel Recht gab, Vollmar nicht verletzte. Die Genossen klatschten Bebel „stürmisch“ und Vollmar „lebhaft“ Beifall.

Genau nach diesem Schema verlief die Handlung nicht immer, das wäre doch zu langweilig gewesen. Exposition und Schluß waren zwar immer dieselben, aber in dem Schürzen und Lösen des Knotens zeigte sich die Geschicklichkeit der Parteidramaturgen. In Erfurt stellte ein bairischer Genosse Vollmars — man beachte diese Feinheit! — den Antrag, daß die Partei den Standpunkt Vollmars als „einen verhängnisvollen“ verurteile. Bebel und Liebknecht donnerten, daß mindestens Dertels Antrag angenommen werden müßte, sonst! Die Lösung war: Vollmar sagte einige verbindliche, zu nichts verbindende Worte, und Dertel zog seinen Antrag zurück. In Berlin vollzog sich die Lösung hinter den Kulissen. Als der Vorhang in die Höhe ging, saßen Liebknecht und Vollmar einträchtig bei einander und liebten sich, wie es in Romanen heißt. In Frankfurt vollzog sich die Tragikomödie noch spaßhafter. Neben dem Gefecht von Bronzell steht als zweite unblutige Schlacht zwischen Nord- und Süddeutschland der Frankfurter Parteitag in der „Weißen Lilie“ — nomen et omen — zu Bornheim. Auch der berühmte Schimmel fehlt nicht. Der harmlose Stegmüller ist geblieben.

Mit „schwerem Herzen denn je“ betritt Bebel die Tribüne und begründet mit „selten geübter“ Zurückhaltung seine Resolution, daß so und nicht anders in der Partei gehandelt werden müsse.

Doch Vollmar, hinter dem heute Süddeutschland steht, kommt ihm keinen Schritt entgegen. Wenn sich zwei Große streiten und sich nicht einigen, d. h. sich nicht besiegen, so macht man einen Vergleich. „Bei einem Kompromiß giebt jeder das zu, was er gar nicht bestreitet, um das Ganze zu erhalten,“ sagt der unbekannte Philosoph, den die Frankfurter Zeitung wieder zu Ehren gebracht hat. Der juristische Beirat der sozialdemokratischen Partei, Stadthagen, dem ein Gerichtshof wohl die Qualifikation, aber nicht die Befähigung zum Rechtsanwalt absprechen kann, findet den Ausweg. Nur ein kleines Wörtlein wird geändert: statt „die sozialdemokratischen Abgeordneten haben gegen den Gesamtetat zu stimmen, da dessen Bewilligung als Vertrauensvotum gilt“ heißt es „die Abgeordneten haben gegen den Gesamtetat zu stimmen, soweit dessen Bewilligung als Vertrauensvotum gilt.“ Der Kompromiß findet immer die Mehrheit, wenn sich zwei Mächtige streiten und die Unklaren („Gemütsmenschen“ nennt sie Bebel) zu Gericht sitzen. Das Amendement Stadthagen wird angenommen, weil es formell der Antrag Bebels, thatsächlich die Resolution der Baiern ist. Die Süddeutschen improvisiren in der Siegeslaune noch einen kleinen Scherz. Mann für Mann stimmen sie gleich dem Parteivorstande und den Berlinern gegen den Antrag Bebels mit dem Amendement Stadthagen. Sie haben auch die Lacher gewonnen.

In offenem Waffengange zu unterliegen ist ehrenvoll und kann sogar heilsam werden. Aber mit tönendem Lärmen vorzustürmen, wütend drauf loszuschlagen und auf einmal gewahr zu werden, daß man im Nebel danebengeschlagen hat, ist peinlich und verbittert. Ja, wenn gar kein Gegner dagewesen ist, wenn man sich nur im Übereifer mit Nebelgestalten geschlagen hat, dann lacht man, wenn man kein allzu ernsthafter Parteimann ist, am nächsten Tage über den Donquixotestreich. Aber Bebel und Genossen wußten, daß die Nebelgestalten keine Gespenster, sondern Gegner von Fleisch und Blut gewesen waren, Gegner, die am nächsten Tag einen entscheidenden Sieg errangen. Nicht gegen die Parteileitung. Nein, die war diesmal klug und mischte sich nicht in das Gemenge, obgleich Bebel, der den Zusammenhang des Baiernstreits und der Agrardebatte ahnte und aussprach, tags zuvor ausgerufen hatte: „Wenn ihr sagt: »die Bauern her!« dann werde ich rufen: »Landarbeiter her!«“ (Stürmischer Beifall.) Die Parteileitung und die Norddeutschen ließen das Banner der Landarbeiter im Kasten liegen. Vielleicht hatten sie etwas von Vollmars kluger Feldherrnkunst gelernt. Sie überließen den Baiern das Feld, und erst jetzt, „daheim im häuslichen Kreis“ erklärt Singer, daß mit den Bauern in der Partei nicht allzuviel anzufangen sein werde, und Bebel bringt Resolutionen sieghaft zur Annahme.

Der Frankfurter Parteitag, der Sieg Vollmars und die von Bebel in Berlin angedrohte Opposition hat im Lager der „Ritter vom Geiste“ wieder lebhaftere Bewegung hervorgerufen. Der seit einiger Zeit etwas matt geführte Kampf mit geistigen Waffen bietet wieder wohlfeile Lorbeeren. Als trotz der „Zukunftsbilder“ und der dreitägigen Redeschlacht im Reichstage die Sozialdemokratie noch nicht kritisch vernichtet war, da hatten sich die klugen Doktoren der Parteikeilkunst auf ein anderes Rezept verlassen: man muß die Sozialdemokraten sich selbst überlassen, dann gehen sie „von selbst“ aus einander. Das Rezept ist nicht so schlecht, trotz der marktschreierischen Reklame, mit der es angeboten wurde. Aber die klugen Herren hatten sich darin getäuscht, daß sie zu schnell die Wirkung erwartet hatten. Dadurch hatten sie sich etwas in Mißkredit gebracht. Nur Charlatane kennen untrügliche, augenblicklich wirkende Heilmittel — außer dem Messer. Seit dem Ersurter Parteitage hatten die Tagessozialpolitiker aus dem „Fall Vollmar“ die baldige Zersetzung der Sozialdemokratie prophezeit. Aber seitdem sind schon drei Jahre verflossen, und Bebel und Singer sind immer noch die ungekrönten Könige der Partei, Berlin noch ihre Residenzstadt. Die interessante Rolle des Sozialistenötters, des sozialen Propheten (drei Mark das Orakel) fing nachgerade an langweilig zu werden, da half der Frankfurter Parteitag aus der Not. Jetzt konnte man von allen Seiten hören: „Wie wir schon längst geschrieben haben, tritt eine Scheidung zwischen Vollmar und Bebel, zwischen Süd- und Norddeutschland ein.“ Als Schluß kam der modische Absatz über die Umsturzgesetzgebung.

Die bürgerlichen Sozialpolitiker haben einmal mit ihren Prophezeiungen nicht ganz Unrecht gehabt, daher ihre allgemeine Freude. Langsam vollzieht sich, dank dem besten Arzte, der Zeit, eine Annäherung der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Partei, nicht in den Prinzipien — Gott bewahre! —, nein nur in dem gegenseitigen Verständnis, sie äußert sich vor allem in der veränderten — Taktik. Die Sozialdemokratie, die schon längst universitäts- und hoffähig geworden war, wird jetzt auch im Bürgerhaus aufgenommen. Nicht nur weil der Bürger seine Anschauungen geändert, sondern weil sie selbst sich gemausert hat. Dieser Vorgang ist so deutlich zu erkennen, daß nächstens schon die kleinsten Provinzialblätter versichern werden: die Sozialdemokratie wird „soziale Reformpartei,“ wie es ihnen die Frankfurter Zeitung, deren Augen die Eifersucht geschärft hat, vorgesprochen hat. Die klugen Doktoren der sozialen Heilkunde sind in ihrer Freude, einmal Recht zu haben, in der geschäftigen Anpreisung ihrer Heilerfolge unsäglich komisch. Was Bismarck mit dem gewaltigen Apparat eines geschulten Beamtentums in zwölf Jahren nicht gelungen ist, das ist ihnen durch Nichtsthun, durch „Gehelassen der Natur“ geglückt — so sagen sie. Die arzneilose Heilkunde hat auch in der Politik gesiegt.

Der „Vorwärts,“ das offizielle Organ des Parteivorstandes, das, ebensowenig wie die „Norddeutsche Allgemeine“ die Ansicht der Deutschen, die

Meinung des sozialdemokratischen Volkes wiedergiebt, macht bis jetzt noch eine ziemlich wenig kluge Miene zu dem bösen Spiel der Gegner. Er kann nicht darüber lachen, es auch nicht verspotten, wie er es sonst mit souveräner Beherrschung des Schimpfлексиконс so gern gethan hat. Er fühlt und ahnt, daß die Gegner diesmal nicht so ganz Unrecht mit ihrem Subelgeschrei haben. Er weiß aber noch nicht, worin und inwieweit sie mit ihren Beobachtungen von Wandlungsvorgängen in der Partei Recht haben. Diese Ungewißheit, verbunden mit dem Gefühl, daß die „Frage Vollmar“ doch zur Lebensfrage der Partei werden kann, raubt dem „Vorwärts“ die bisherige zuweilen etwas proletarische Keckheit im Angriff.

Die Gründe, die die Gegner anführen, um die Wandlung zur Reformpartei zu beweisen, sind wahrlich weder neu, noch so stark, daß sie nicht nach längstbeliebter Methode hätten zu Schanden und lächerlich gemacht werden können.

Was Vollmar von der Erhaltung des bäuerlichen kleineigentums sagt, hat schon Kautsky in seinem „Erfurter Programm“ ausgesprochen. Und wenn die 1 Mark 50 Pfge. für das „Erfurter Programm“ zu teuer waren, konnte sich schon für 10 Pfennige Kautskys Erläuterungen kaufen. Vollmars Worte von „revolutionärer Taktik ohne revolutionäres Gerede“ finden sich seit Jahren in allen möglichen Varianten in Reden, Broschüren und Artikeln sozialdemokratischer Größen. Und die als funkelneue ausgegebene Entdeckung: Die Sozialdemokratie wird Reformpartei, ist nur ein Zeichen, daß unsere Gegner nichts von unsern Schriften lesen. Die Sozialdemokratie wird nicht Reformpartei, sie ist es immer gewesen. Das könnt ihr, wenn ihr nicht alle unsere Schriften und Reden lesen wollt, in Blums „Lügen“ an hundert Stellen finden.

So, natürlich nur viel geschmackvoller und mit pikanten Zuthaten zu drei bis vier Leitartikeln ausgesponnen, hätte der „Vorwärts“ reden können, wenn er nicht dunkel die Wichtigkeit des Sages Si duo faciunt idem u. s. w. geahnt hätte.

Merkwürdig und possirlich ist der Frosch-Mäusekrieg zwischen dem „Vorwärts“ und den bürgerlichen Blättern, den mutigen und doch insgeheim besorgten Streitern. Der eine muß tagtäglich nachweisen, daß von einer Wandlung kaum die Rede sein könne, daß heute noch wie vor fünfundzwanzig Jahren dieselbe Taktik betrieben werde, und doch muß er fast jeden zweiten Tag dem Genossen Bebel etliche Spalten öffnen zum frischen fröhlichen Krieg gegen Rücktrittler, die dem reißigen Zug des großen Heeres nachhinken wollen. Die andern, die bürgerlichen Kämpen, hegen trotz des Subels insgeheim die Besorgnis, der Bruch zwischen Bebel und Vollmar werde doch noch gefittet werden; und dann fällt ihnen das Sprichwort von den gesprungenen Töpfen ein, die am längsten halten.

In einem wirren Knäuel wilder und wüster Streiter erfährt man nicht, weshalb sie sich schlagen, dazu muß man schon etwas beiseite treten und den Zug der Parteien zum Kampfplatz verfolgen. Leider ist die „Geschichte des Sozialismus“ noch nicht bis zu den Lieferungen über die heutige Sozialdemokratie fortgeschritten. Man muß also selbst die verschlungenen Bahnen der sozialdemokratischen Parteigeschichte betreten.

Die Sozialdemokratie hat sich bisher in Lehre und Schrift geberdet als die große völkerbefreiende Bewegung, die der Menschheit (natürlich mit Ausnahme der tausend Großkapitalisten) das irdische Heil, die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bringen will — nein, wird. Diese Selbstüberhebung in den Zielen kann den Sozialisten niemand verargen. Die Tagespolitiker, das sind nicht nur die, die tagtäglich über Politik schreiben, die wohl Prinzipien und Parteiprogramme, aber keine Menschen kennen, haben je nach Talent mit den Waffen des Spotts und Hohns oder mit den wuchtigen Keulen wissenschaftlichen Wissens auf diese phantastischen Übertreibungen losgeschlagen und waren erstaunt, daß trotz dieser Angriffe die Sozialdemokraten nicht von ihren Idealen ließen. Der Glaube macht eben elastisch. Gerade die alten Herren der liberalen Parteien sollten doch wissen, daß die Jugend um so begeisterter an Idealen hängt, je ferner, je größer, je verschwommener sie sind. Haben doch noch heute die alten Parteien etliche Bestandteile der feurigen Prinzipien ihrer Jugendzeit mit herübergenommen in die Sätze des gealterten Programms. Noch heute wollen sie alle — im Programm natürlich — das Heil des Volkes und damit der Menschheit. Wenn es nur nach den letzten Prinzipien ginge, so gäbe es bloß eine Partei. Nur in den Wegen zum Ziel sind sie verschieden. Mannichfaltige Erfahrungen im Leben der Partei, in Revolutionen oder weniger kostspieligen politischen Experimenten schaffen Unterschiede der Parteien. Die Sozialdemokratie will Beseitigung der Ausbeutung in jeglicher Form. Man stelle diese Frage jedem Politiker — ein rein Religiöser würde sie als letzte Frage gar nicht verstehen — von König Stumm bis zum letzten Genossen zur Beantwortung auf Ja oder Nein. Wer würde „nein“ sagen! Ein Unterschied würde sich nur darin zeigen, daß die Erfahrungsreichen, die deshalb noch nicht das Richtige vertreten, sagen werden: Ja, „aber“ und die Jungen: Ja, „also.“

„Das Heil der Menschheit wollen“ ist nichts spezifisch sozialistisches, sondern ein Zeichen jeder jugendlichen Bewegung. Die Eigentümlichkeit der sozialdemokratischen Partei ist, daß, nachdem der Bürger seßhaft geworden ist und durch Erfahrungen klug, der Kleinbürger und der Proletarier das Heil bringen wollen durch Umwandlung des Staates in eine demokratische wirtschaftliche und politische Genossenschaft. Die Sozialdemokratie ist demgemäß die politische und wirtschaftliche Partei der niemand weiter mehr ausbeutenden Arbeiter. Das ist nichts neues, das wissen wir schon längst, wird man er-

widern. Aber gemacht, meine Herren! „Neues zu finden“ ist Aufgabe der Schneiderinnen, die jedes Jahr mit einer „Nouveauté“ kommen müssen. Wer trägt die Schuld, daß man immer wieder zu dem einfachsten Satz zurückkehren muß? Doch die, die immer in dem Nebel voreingenommener, sogenannter eigener Überzeugung an einander vorbeisprechen. Man frage drei Leute, meinetwegen drei „zielbewußte“ Sozialdemokraten, was sie unter Sozialismus verstehen, und man wird vier Antworten erhalten. Das Dumme dabei ist, daß sie sich trotz alledem stundenlang über die höchsten Fragen sozialistischer Politik streiten. Die Sozialdemokratie ist seit ihrem Ursprung, seit Marx und Lassalle, nur eine politische und wirtschaftliche Partei im heutigen Staate gewesen und hat sich in jugendlicher Überspannung der Kräfte eine welterlösende Bewegung gebüht, deren Lehren, durch passende wissenschaftliche Theorien gestützt, heilige Dogmen wurden.

Die Halb- und Unbildung der Jugend will immer das „Ganze.“ „Alles oder nichts“ ist ihre Losung. An diesem Zwiespalt zwischen Wollen und Können krankt die Sozialdemokratie — so hat schon mancher von den klugen Sozialpolitikern gesagt, die überall heilen wollen und statt Erziehung Kuren fordern. Aber seit wann ist dieser Zwiespalt ein Krankheits-symptom? Die prahlende Überhebung im Wollen giebt allein der Jugend den Schwung und die Begeisterung und reißt sie fort über Hindernisse, vor denen der kräftige, aber kluge Mann zögernd stehen bleibt. Seit wann ist das Zuvielwollen ein unverzeihliches Vergehen? Ein Fehler kann es werden, gewiß, aber nur dann, wenn man mit dreißig Jahren immer noch „das Ganze“ und „alles“ will. Wer wenig will, wird nichts erreichen, das gilt vor allem für das politische Leben. Es wäre Sache der Liberalen gewesen, die jugendlich überschäumende Sozialdemokratie in Schutz zu nehmen, wenn es nicht menschliche Art wäre, daß man im Alter die dummen Streiche der Jugend als Zeichen sittlichen Verfalls nimmt, obwohl man in der Jugend um kein Haar besser gewesen ist. Gerade den Glauben an die welterlösende Macht des Sozialismus hat die Sozialdemokratie von ihrem ältern Bruder, dem bürgerlichen Liberalismus, übernommen. Das unklare und deshalb so übermächtige Schwärmen für Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, das der bürgerliche Liberalismus verlor, als er zur Herrschaft gekommen nicht bloß schön reden, sondern auch praktisch und vorteilhaft handeln mußte, hat in den sechziger Jahren die Kleinbürger und Proletarier ergriffen. Die Arbeiter ergaben sich nicht so rückhaltlos der Humanitätsschwärmerei wie die Bürger. Die soziale Not bewahrte sie vor lustigen Phantastereien — sogenannten „Konsequenzen der Prinzipien“ —, der Kampfruf nach geistiger und religiöser Befreiung und Gleichstellung wurde übertönt von dem Geschrei nach gutem Essen und gesundem Wohnen. Der Bürger konnte auf dem geistigen wie dem politischen und wirtschaftlichen Gebiete seinen liberalen Theorien treu bleiben, der Ar-

beiter war von vornherein in den wirtschaftlichen Forderungen antiliberal. In ihren wirtschaftlichen Anschauungen treffen sich Konservative und Sozialdemokraten. Wer Freude an Schlagwörtern hat, könnte leicht den Sozialismus zu den reaktionären Parteien rechnen.

Die Führer der Arbeiter, voran Marx und Lassalle, hatten in den fünfziger Jahren mit den bedeutenden Männern des Bürgertums den Glauben an die allseligmachende Trinität Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verloren. Aus Ideologen waren sie Realpolitiker und Parteiführer geworden, die nicht aus Edelmut und einem schönen Prinzip zuliebe, sondern um Erreichung der politischen und wirtschaftlichen Macht des Arbeiterstandes kämpften. Weil Lassalle erkannt hatte, daß Macht vor Recht geht, daß politische und wirtschaftliche Gegensätze nicht durch Reden, sondern durch Blut und Eisen aus der Welt geschafft werden, wurde er Arbeiteragitator. Und Marx, der selbst hinter den bunten Kulissen des Liberalismus gestanden und gehört hatte, daß die Helden die schönen Reden nur deklamirten, suchte nach einem sichern „thatfächlichen“ Grunde für die alten revolutionären Lehren.

Aber trotz ihrer Erfahrungen, trotz ihrer wissenschaftlichen Theorien sind beide ideologische Schwärmer geblieben. Sie waren von der Unfehlbarkeit ihrer Idee überzeugt. Und weil sie sich wie einst die Bürger-Liberalen als Apostel sanctae humanitatis, als Vertreter der „einzig wahren“ wissenschaftlichen Lehre dünkten, waren sie einseitig beschränkt wie alle Ideenanbeter, unduldsam wie alle Fanatiker. Sie ziehen die Liberalen des Verrats an dem Ideal und gaben den Arbeitern einen neuen Glauben, einen wissenschaftlichen natürlich, wie sichs für Deutschland und das neunzehnte Jahrhundert gehört.

In der Doppelstellung ihres Wesens und ihrer Lehre waren Marx und Lassalle die gebornen Führer des gleich ihnen zweifelhaflichen Proletariats. Sie verhießen ihm wirtschaftliche Macht, politische Herrschaft und Menschenbefreiung, sie gaben den vom Proletariat übernommenen Lehren des Individualismus die alte bürgerlich-liberale Prägung: Haß gegen die Monarchie, Verehrung der Republik, Begeisterung für Revolutionen.

In der Sturm- und Drangperiode jeder Bewegung treten ihre verschwommenen „letzten“ Ziele in den Vordergrund. Die Lehren des Individualismus, die Ideale des Achtundvierzigertums beherrschten in den sechziger und siebziger Jahren den Arbeiterliberalismus. Jahr für Jahr erwarteten die sozialistischen Führer die große Revolution, und Bebel, der Prophet, hat 1869 sicherlich nicht geglaubt, daß das silberne Jubiläum der Partei unter Polizeiaufsicht gefeiert werden würde.

In derben Worten, entsprechend den Verkehrsformen der Parteigenossen, mit dem rüden Eynismus aller sogenannten (das heißt sich so nennenden) „Freigewordenen“ griffen Liebknecht, Bebel, Most u. s. w. den heutigen Staat,

die bürgerliche Gesellschaft, die herrschende Religion an. Das waren alles leichtwiegende Dinge, über die man schimpfend zur Tagesordnung übergehen konnte. Das Sozialistengesetz ersetzte der Partei die kurze, aber schmerzhafteste Lehrzeit der Revolution. Es gab ihr in langen Jahren harter Zucht Erfahrungen und lehrte sie Bescheidenheit. Die Sozialdemokraten erkannten früh den einen großen Nutzen des Ausnahmegesetzes: seine agitatorische Kraft und seinen Zwang zur Disziplinierung der Massen. Hasselmann wollte schon 1879 Bismarck dafür zum Ehrenmitgliede der Partei ernennen. Aber über dem Nutzen des Sozialistengesetzes für die sozialdemokratische Partei steht der erzieherische Wert des Kampfes zwischen Staat und Sozialdemokratie für das gesamte aufwärtsstrebende Proletariat. Philanthropen mögen den Streit verdammen; doch mit sanften Worten ist noch keine wilde Bewegung erzogen worden. Die Sozialdemokraten mögen die pädagogische Wirkung des Sozialistengesetzes bestreiten; aber seit wann werden Schüler über die Lehrerfolge ihres Zuchtmeisters befragt? Das Proletariat lernte sich im Kampfe bescheiden und verlor die Lust am roten Revolutioniren, die in Deutschland nur zu verunglückten Putschten geführt hätte.

Zwölf lange Jahre kämpfte die Sozialdemokratie mit dem Staate. Sie überwand ihn nicht, wie sie prahlt, und er vernichtete sie nicht, wie Tagespolitiker gehofft haben, die unter „Unschädlichmachen“ nur „Totschlagen“ verstehen. Die Sozialdemokratie lernte die Macht des Staates kennen. Die Führer alterten in steten Kämpfen im Parlament und vor Gerichtshöfen. Die Partei wuchs unaufhörlich. Das änderte Anschauungen und Gewohnheiten. Die Sozialdemokratie, durch das Zufließen neuer Anhänger aus allen Teilen und Schichten Deutschlands in ihrem Aufbau verändert, wurde vor wechselnde Aufgaben der Tagespolitik und des Polizeikampfes gestellt. Nicht mehr bloß das Prinzip galt es zu wahren, es mußte politisch gehandelt werden. Persönliche, örtliche und soziale Eigenheiten durchbrachen die Anschauungen der Normalsozialdemokraten. Örtliche Aufgaben, die positiven Sätze des Programms, die sozialistischen Forderungen, oder besser gesagt die Forderungen zur politischen und wirtschaftlichen Erhebung des Kleinbürger- und Arbeiterstandes traten vor die großen liberalen Prinzipien. So wurde in den Jahren des Sozialistengesetzes die Sozialdemokratie aus einer Sekte zur politischen Partei.

Es nützt nichts, Tag für Tag die Fahne des Prinzips hochzuhalten und laut brüllend Staat und Gesellschaft als verrottet hinzustellen, wenn der Feind unaufhörlich zugreift und an der sozialen Umgestaltung arbeitet. Für eine kurze Spanne Zeit ist der Menge die Begeisterung für das Prinzip ganz angenehm, wirkt auf sie berauschend und reizt sie zur Revolution, wenn Ungeschick der Regierung den Anstürmenden die Wege ebnet. Aber jahre- und jahrzehntelang das Gleiche, das Eine wollen, ist Sache von Narren und Dok-

trinären. Die Masse ist immer philiströs, sie fragt nur an Sonntagen nach den höchsten Idealen und will in den sechs Werk- und Arbeitstagen ihre eignen Bedürfnisse pflegen. Nach diesem Gesetz des menschlichen Verhaltens hat die Sozialdemokratie seit Jahren gehandelt, ist sich aber nicht darüber klar gewesen.

Die stete Pflicht, das sozialistische Evangelium zu predigen, das „Alles-wissen-müssen“ hat den Führern den Sinn für das Menschliche, das Auge für die Wandlungen des Tages genommen. So lange es gilt, bloß voranzustürmen, Anhänger und Mitläufer an sich zu reißen, ist Selbsterkenntnis eine Schwäche. Wenn aber die Sekte zur mächtigen, einflußreichen Partei geworden, wenn sie vor vielgestaltige, besondere Aufgaben gestellt ist, wenn sich in ihr mannichfache Bedürfnisse und Kräfte regen, dann ist es mit dem bloßen gläubigen „Vorwärts“ nicht gethan, dann müssen und wollen die Massen nicht mehr geführt, sondern gelenkt und regiert werden. Vorkämpfer und Führer kann jeder sein, der den begeistertsten Glauben an die Sache, ein leidenschaftliches Herz, einen einigermaßen sündigen Verstand und eine gute Lunge hat. Er muß unbedingt konsequent, das heißt der Sache treu, er muß ein zweifelloser Anhänger, das heißt selbst ohne Zweifel sein. Aber der Feldherr und Herrscher braucht andre Eigenschaften. Er darf nicht vor der Menge im Sturm herlaufen, er muß über der Bewegung stehen (um dieses viel mißbrauchte Wort richtig zu gebrauchen). Er muß den Glauben „besitzen,“ aber nicht von ihm besessen sein. Er muß ihn benutzen. Für den Feldherrn ist Selbsterkenntnis und Parteibetrachtung nicht nur eine schöne, sondern die vorteilhafteste, die notwendigste Tugend.

Die Sozialdemokratie bedarf heute eines Meisters. Gleich allen großen Bewegungen hat sie stets die geeigneten Führer gehabt; das ist weder ein Lob, noch ein Wunder. Sie hat in ihrer Sturm- und Drangzeit Lassalle, der einige Züge der Herrschernatur hatte, verlassen. Seinem Parteiruhm zum Vorteil ist er früh gefallen. Die Gläubigen, die in den achtundvierziger Ideen tief Befangenen, Bebel und Liebknecht, übernahmen die Leitung. Liebknecht blieb stets der Menge fremd, ohne daß er über ihr gestanden hätte. Er ist immer der sozialdemokratische Professor gewesen. Bebel, der nachgeborene Achtundvierziger, wurde der Vorkämpfer der Partei und war es bis Ende der achtziger Jahre, als der typische Vertreter des kleinbürgerlichen Liberalismus und des Arbeitersozialismus. Die Sozialdemokratie wäre eher ohne Liebknecht als ohne Bebel zu denken. Fleiß, Begeisterung, ehrlicher Glaube, Leiden und Streiten für die Partei, heiße — nein, hitzige Leidenschaftlichkeit, Sprachtalent und nicht gewöhnliche litterarische Fertigkeiten haben den Drechslergesellen zur geschichtlichen Persönlichkeit gemacht.

Bebel und Liebknecht sind nicht die Schwärmer von ehedem geblieben, sie sind mit der Partei gealtert und an Erfahrung gewachsen. Sie haben die

Wandlungen, die die Partei durch Angriffe von Gegnern, durch Aufnahme andersdenkender erfuhr, mitgemacht. Sie haben die wilden Doktrinäre Most und Hasselmann u. s. w., wie die „Sungen,“ die keine Lehre annehmen wollten, aus der Partei gedrängt. Sie sind unter dem Sozialistengesetz aus Parlamentsgegnern parlamentarische Führer, aus fanatischen Atheisten duldsame — Religion ist Privatsache! — Freidenker geworden. Sie sind eben praktische Männer. Aber trotz aller Erfahrungen sind sie nicht zur Selbsterkenntnis und Parteibetrachtung gekommen. Sie sind Gläubige geblieben, nichts als sozialdemokratische Führer, *primi inter pares*. Was ihnen zum Schaden gereicht, rechnen sie sich nach Art der immer Konsequenten zum Ruhme an. Bebel rief in Erfurt aus: „Engels und ich, wir beiden Alten, sind die einzigen Sungen in der Partei!“ und Liebknecht betonte jüngst, daß er mit Bebel noch auf demselben Standpunkt stehe wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Die Gläubigen, die Prinzipienprediger sind aber jederzeit erbittert über Glaubenslose und verstehen sie nicht. Das hat der arme Vollmar, der adliche Leutnant a. D., in den letzten Jahren schwer erfahren müssen. Bebel und Liebknecht haben jahraus jahrein, Tag für Tag auf vorgeschobnem Posten unter den nivellirten Massen der Großstadt gestanden, haben in steter Tagelöhnerarbeit mit Wort und Schrift dem Prinzip dienen und es der Menge verkünden müssen. Selbst starkgeistige Männer wären in dieser Zucht zu orthodoxen Pfaffen geworden. Kein Wunder, daß Liebknecht, der rechthaberische deutsche Professor, und der fanatische Bebel unfehlbare Apostel des sozialistischen Heils geworden sind.

In Halle saßen die Gläubigen und Klugen zu Gericht über die „Sungen.“ Als sich Georg von Vollmar für eine regelrechte Verhandlung über die Berliner Vorgänge aussprach, erhob sich ein allgemeines Murren. Die Parteigeschwornen waren verdutzt und rechneten Vollmar halb und halb zu den „Sungen.“ Sie verstanden eben den Mann nicht, der menschlich und nicht parteilich und deshalb auch nicht parteiisch urteilte. Kaum ein Jahr später hatten sich die Parteileute wieder zu verwundern und ärgerlich zu erregen über Vollmar, der wunderbarerweise — nur für sie — jetzt als Gemäßigter auftrat. Bebel, der immer sichere und zweifellose, hatte auch gleich die Ursache gefunden, weshalb Vollmar Bourgeoisgedanken hegte. Vollmar ist vermögend, lebt wie ein Bourgeois, fern dem Elend des Proletariats. Solche Lebensweise erzeugt auch Bourgeoisgedanken. Bebel hat nicht ganz Unrecht mit seiner Erklärung; aber seine materialistische Geschichtsauffassung führt zu einem falschen Ergebnis. Vollmar ist kein Bourgeois, sondern ein vom Parteiglauben freigeblicher Sozialdemokrat. Aus adlichem Geschlecht, in seiner Jugend viel in der Welt hin- und hergeworfen, kam er von vornherein nicht mit den Anschauungen und Gefühlen des Kleinbürgers und Arbeiters zur Sozialdemokratie. Er nahm vom ersten Tage an eine Sonderstellung ein, das haben seine

Parteigenossen jederzeit empfunden. Er war mehr als ein Parteimann, deshalb sind die frommen Parteileute so oft nicht klug aus ihm geworden. Als Süddeutscher politisch gereifter als die norddeutschen Genossen, als Baier mitten unter einem eigentümlichen Volke mit besondern Anschauungen und eignen Aufgaben lebend, lernte er nach wenigen Jahren der Gährung die nivellierende Orthodogic Bebels und seiner Genossen verstehen. In friedlichem Landhaus, fern dem aufreibenden Einerlei des Parteitagesdienstes, frei von dem Zwang, Tag für Tag die gleichen blanken Münzen gangbarer Theorien auszugeben, konnte er studiren und Umschau halten. Er brauchte nicht die wirtschaftlichen Erscheinungen, die gegnerischen Schriften, die wissenschaftliche Litteratur rasch für Parteizwecke auszunutzen, weil er am Abend etwa eine fertige Rede darüber zu halten oder einen Artikel zu schreiben hatte. Er hatte Zeit zum Nachdenken, zur innerlichen Thätigkeit. Er hatte nicht nötig, seine reichen Anlagen in über Agitationsarbeit zu verbilden und zu verbrauchen. In der Ruhe gewann er Menschenkenntnis und Verständnis der Parteiideale. Er wurde der Mann, der über sittliche Entrüstung, diesen Selbstbetrug aller Gläubigen, lachen kann. Er blieb Sozialdemokrat, aber er kam über die Partei hinaus. Aus dem Schwärmer wurde er auf dem Wege des Philosophen zum Politiker. Dabei hatte ihm eine gütige Fee ein gutes Teil diplomatischen Talents geschenkt. Vollmar ist nicht wie Bebel ein primus inter pares. Auer fand auf dem Frankfurter Parteitage die richtige Bezeichnung für seine Stellung: „Du schwebst geichsam über den Wolken. Du bist zu stolz.“ Die Parteileute haben die Empfindung, daß Vollmar über ihnen stehe, und trotz ihres Gleichheitsfanatismus ahnen sie in dem „Du bist zu stolz“ die Überlegenheit des bairischen Führers und ordnen sich ihr zum Teil unter.

Seit dem Erfurter Kongreß ist der Gegensatz zwischen den Parteiführern und Vollmar zum offenen Streit geworden. Der Kampf besteht nicht zwischen den Possibilisten und den Radikalen, sondern zwischen den Gläubigen, die vorgeben, immer das Ganze, nichts andres als das Letzte zu wollen und doch plump praktisch handeln, und dem Politiker, der nicht immer schreiend das „Eine“ verlangen, der das „Letzte“ bis zuletzt aufschieben, für heute und morgen ein bestimmtes Etwas erreichen will. Es ist nicht der Kampf zwischen den strengen Radikalen und den schwankenden Gemäßigten, sondern zwischen denen, die das Ungemessene, nicht zu Ermessende fordern, und denen, die aus Zweckmäßigkeitsgründen maßvoll handeln. Diese haben jetzt in der Partei die Mehrheit; die andern waren vor Jahren noch die Wortführer.

Vollmar hat es verstanden, allen Versuchen Bebels, ihn ins Unrecht zu setzen und ihm auf dem Parteitag eine Niederlage zu bereiten, auszuweichen. Seine maßvollen Reden waren noch in Erfurt selbst von den Baiern angegriffen worden. Durch zweijährige Gewöhnung an parlamentarisches Handeln hat er die bairischen Genossen für sich gewonnen.

Nach mannichfachen verworrenen Debatten der letzten Jahre führte die Agrardiskussion auf dem Frankfurter Parteitag zum ersten Sieg der Maßvollen über die Radikalen. Der Sieg wurde nicht auf Vollmars Namen, aber auf sein Programm erfochten, weil Vollmar, der nicht immer alles plump heraus-sagt, was er denkt, weiß, daß auch heute noch die sozialdemokratische Masse alles scheinbar aus eigener Initiative unternehmen will. Die Akademiker, die in ihrem Doktordiplom das Reisezeugnis für die Führerschaft erblicken, der ehrgeizige, mit politischem Instinkt begabte Schoenlant, der radikale Demokrat Quark, der von Robbertus zu Marx gekommen ist, und der hessische Bauern-agitator David standen in der Agrarfrage bezeichnenderweise auf der Seite Vollmars.

Bebel, den verletzete Eitelkeit manches hastiger und heftiger aussprechen läßt als Liebknecht, hat nach dem Frankfurter Kongreß in Berlin gegen Vollmar und das Spießbürgertum in der Partei zum Sturm geblasen und hat sich dadurch selbst ins Unrecht gesetzt. Die Ehrlichen sind eben selten die Klügsten. Die Zeitungsfehde besteht allein zwischen den offiziellen, verantwortlichen Führern und dem tatsächlichen Leiter der Parteimehrheit. Bebel hat deshalb im Ärger vollständig verfassungsmäßig gehandelt, wenn er die Würden und Bürden der Parteiführung an Vollmar zu übertragen bittet. Hier ist er ganz klug gewesen, aber Vollmar wird wahrscheinlich noch klüger sein und dankend ablehnen, weil er weiß, daß heute die unklare Masse vor offenem politischen Handeln noch zurückschrickt, und weil er hofft daß nach einigen Jahren ruhiger Entwicklung dem Wunsche Bebels, Führer einer kleinen Sekte Gläubiger zu sein, leicht wird willfahrt werden können.

Die Sozialdemokratie bedarf eines Meisters. Er kann ein Genosse oder — ein Regierungsmann sein, denn allein diesen beiden steht eine disziplinierte Beamten-schar zur Verfügung. Vollmar hat Eigenschaften des Staatsmanns, das erhebt ihn über den Kreis der Genossen; ob er aber der Feldherr der Partei werden wird? Wer weiß es? Das Persönliche ist das Zufällige.

Für den Regierungsmann handelt es sich nicht darum, in schönen Neben-modischen sozialen und sozialistischen Theorien zu hulldigen, hastig um die Liebe der Sozialdemokraten zu werben. Man gerät, wenn der erwartete schnelle Erfolg der Werbung ausbleibt, leicht in Ärger, und dann wird ein „Gesetz“ ausgearbeitet. Der „soziale Bismarck“ soll nicht nach konservativen, liberalen oder sozialdemokratischen Parteidoktrinen fragen, nicht den schönen Augen eines Monarchen oder einer Freiheitsgöttin zuliebe, sondern aus Zweckmäßigkeits-gründen nach seinem bessern Wissen und Verständnis handeln, aber es nicht so oft und so scharf aussprechen. Er soll nicht die Sozialdemokraten ziehen und züchtigen oder jedes Gesetz auf seine Wirkung gegen die Sozialdemokratie prüfen, sondern mit Sozialdemokraten, Konservativen und Liberalen zusammen arbeiten. Einen Sozialdemokraten kann man als Staatsverbrecher einsperren,

100 000 als Staatsfeinde bekämpfen, mit anderthalb Millionen handelt man gemeinsam. Die „fröhliche Kunst“ ist uns gepredigt worden. Wann kommen die Tage der *gaya Politica*, die nur für Beseffene und Schreckhafte übermenschliche Züge trägt?



Die deutschen Kunstausstellungen des Jahres 1894

Von Adolf Rosenberg



Wenn der Berichtstatter, dem die Grenzboten die Pflicht auferlegt haben, aus den Kunstausstellungen des nun zur Reife gehenden Jahres die Summe des von ihnen gebrachten Nutzens zu ziehen, erst jetzt seine Verpflichtung zu erfüllen sucht, so hat das seinen triftigen Grund. In einer Zeit, die sich nur durch Erfolge und durch Zahlen imponiren läßt, wollte er erst einiges statistische Material sammeln, ehe er sich ein Bild von dem machte, was denn eigentlich bei den Kunstausstellungen dieses Jahres an idealem und realem Gewinn für die deutsche Kunst herausgekommen ist. Es war gerade in diesem Jahre ein besonders heißer Streit, ein Kampf beinahe um Sein oder Nichtsein, und mancher, der dieses Wettrennen der Kunst mit auf dem Gewissen hat, ist mit leerem Kopf und leerem Beutel abgefahren. Die ausländischen Kunstausstellungen — die beiden Pariser, den in Antwerpen inszenirten Schwindel einer Weltausstellung und die Jubiläumsausstellung der Wiener Künstlerchaft — lassen wir dabei unberücksichtigt. Nur beiläufig sei bemerkt, daß die Wiener Ausstellung einen bessern Erfolg verdient hätte, statt mit einem Fehlbetrag von mehr als zehntausend Gulden abzuschließen. Es scheint wirklich, als ob das Zeitalter des Verkehrs, in dem wir leben, auch die Kunst beherrschte und je nachdem belebend oder niederdrückend auf sie einwirkte. Wien ist trotz oder wegen des lebhaften Verkehrs nach dem Orient mehr und mehr eine Durchgangsstation geworden, in der sich der Fremde nur so lange aufhält, als ihm die Pause zwischen dem einen und dem andern Schnellzuge Zeit läßt. Man hat gewissermaßen die Empfindung, als ob sich an Wien eine lange Bernachlässigung rächte, als ob die Hauptstadt der österreichischen Monarchie den Anschluß an die Hauptströmung unsrer Zeit verpaßt hätte. Das Kunstleben Berlins lag in argen Nöten, als Wien durch seine großen Monumentalbauten zuerst edle Kunstwerke mit dem Verkehrsbedürfnis einer Massenbevölkerung in Einklang brachte. Berlin hat eine solche radikale Umwälzung seines Stadtbildes später versucht. Es hat dabei allerdings nicht eine so imposante Leistung